

Glaubensgewißheit in einer pluralistischen Welt

Psychologische Anmerkungen

Von *Albert Görres*

Der Psychotherapeut ist von dem Thema »Pluralismus« in besonderer Weise betroffen, weil er wie wenige andere sowohl ein von ihm Geschädigter als auch ein Nutznießer ist, an seinem Fluch wie an seinem Segen teilhat.

Er steht einer Fülle von Theorien und Heilungsmethoden gegenüber, deren Wahrheitsgehalt und Heilkraft, wie mir scheint, zur Zeit oder grundsätzlich mit wissenschaftlichen Mitteln nicht zu klären sind. Ob ein an Psychotherapie interessierter Arzt oder Psychologe für seinen Ausbildungsweg Freud, Adler, Jung, Janov als Lehrer wählt oder die Verhaltenstherapie vorzieht, entscheidet weniger eine rational begründete Einsicht als die Anziehungskraft der Plausibilitäten oder der Betroffenheit, die in der Begegnung mit Personen und Büchern entsteht. Er muß dem Weg folgen, der ihm am meisten einleuchtet und auch praktisch zugänglich ist, das methodische Instrument finden, das ihm am besten liegt. Es gibt Gründe, Freud höher zu schätzen als Adler oder auch umgekehrt, aber wohl kaum zwingende Argumente für solche Bevorzugen.

In zahlreichen großangelegten Untersuchungen hat sich nicht einmal ein Unterschied in der praktischen Wirksamkeit der verschiedenen Methoden feststellen lassen. So ist es verständlich, daß die doch unerläßliche Entscheidung für einen von vielen möglichen Wegen oder für eine eklektische Kombination von Theorien und Methoden zwar argumentativ gerechtfertigt wird – es gibt ja z. B. überzeugte orthodoxe Freudianer –, daß aber häufig Laotsees Satz gilt: »Der Grund, den man ergründen kann, ist nicht der wahre Grund.« Rationalisierung von überwiegend irrationalen Motiven oder solchen der reinen Plausibilität ist, wie mir scheint, das weitaus wichtigste Moment in der Entscheidung für Theorien und Behandlungsmethoden. Niemand kann wissen, ob er die zur Zeit beste Methode und Theorie erwischt hat. Es gibt ja keinen »Warentest« für Psychotherapien. Denn im Unterschied zu den exakten Naturwissenschaften haben wir in unserem Bereich kaum empirische oder gar experimentelle »Falsifikationsmöglichkeiten«: Tiefenpsychologische Hypothesen sind selten widerlegbar. Kein Therapieerfolg beweist die Richtigkeit der zugrundeliegenden Theorie, keine Häufung von Mißerfolgen ihre Falschheit. Man kann mit abstrusen Theorien Erfolge haben und mit sehr gediegenen Mißerfolge.

Es ist klar, daß diese unüberwindliche Unsicherheit dem Psychotherapeuten Gewissensängste bringt, weil schließlich von der Richtigkeit seines Denkens und Handelns Gesundheit und Leben von Patienten abhängt. Solche Gewissensängste werden gern verdrängt, um in die Scheinsicherheit einer theoretischen »Orthodoxie« zu flüchten, mit allen Folgen verdrängter Unsicherheit:

arrogante Scheinsicherheit, Intoleranz, Beschwichtigung durch bergende Einbettung in eine möglichst starke Gruppe, Entwicklung eines rechthaberischen Temperaments mit Verachtung all derer, die anderer Meinung sind und andere Wege gehen. Die von der Sache vorgegebene Unsicherheit würde zu einer milden kritischen Skepsis führen. Die ist aber der Entwicklung eines guten therapeutischen Klimas nicht günstig. Seelisch Kranke brauchen wohl meist einen selbstsicheren Führer wie Soldaten selbstbewußte Offiziere nötig haben. Der Psychotherapeut steckt in einer Zwickmühle zwischen angemessener Skepsis und notwendiger Zuversicht. Es macht Schwindelgefühle, sich auf einem Boden sicher bewegen zu sollen, der einem von Zeit zu Zeit unter den Füßen weggezogen wird oder in ständig schwankender Bewegung ist.

Auf der anderen Seite ist es natürlich ein großer Vorteil, daß wir nicht auf die Gedanken des Altvaters Freud auf Gedeih und Verderb angewiesen sind, sondern den Reichtum von mehr oder weniger unvereinbaren Gegenentwürfen nutzen können. Das ist nicht nur eine Angstquelle, sondern auch einer der Gründe der hohen Faszination unseres Faches und der intellektuellen Seite unserer Berufsfreude. Adler, Jung usw. sind ja nicht nur zum Teil Bestätiger, zum Teil Widersacher Freuds und umgekehrt, sondern Entdecker neuer hilfreicher und fruchtbarer Grundgedanken. Dasselbe gilt für das weite Feld der experimentellen psychologischen Forschung und der sogenannten Lerntheorien und Verhaltenstherapien, die von einem recht anderen Gesichtspunkt her Krankheit und Heilung betrachten als die Tiefenpsychologie. Pluralismus ist oft ebenso verwirrend wie hilfreich. Auf der anderen Seite ist derselbe Pluralismus, der Gewissensängste hervorrufen kann, auch die Beruhigung dieser Ängste. Wenn nämlich auch mit größter Sorgfalt eine wissenschaftlich rationale Entscheidung nicht zu treffen ist, dann ist es erlaubt, den Weg zu wählen, der nach sorgfältiger Erwägung dem einzelnen am meisten einleuchtet und seiner subjektiven Verfassung und Begabung am besten liegt. Wir haben das Recht, in dieser Situation uns nicht mehr an Gewißheit abzuverlangen, als die Sache hergibt, und ohne Zaudern und Zweifeln das zu denken und zu tun, was uns im Augenblick als das Richtige erscheint. Gerade der Pluralismus und seine Unüberwindlichkeit kann zu einer ruhigen Gelassenheit beitragen.

Die Situation der Psychotherapeuten entspricht in vielem der sehr ähnlichen Grundsituation vieler Menschen und Christen in bezug auf den weltanschaulichen Pluralismus der sich ihm anbietenden existentiellen Wahrheiten und Heilswege. Auch für ihn ist die Konfrontation mit dem Pluralismus ebenso ängstigend, verwirrend, wie eine freilich nicht ungefährliche Chance der Bereicherung.

Die Möglichkeit des Kindes und des einfachen Menschen, die Weltanschauung seiner Eltern arglos ohne Zweifel als wahr hinzunehmen, schwindet mit der Einsicht des Heranwachsenden, daß es keine unangefochtene, problemlose Deutung unserer Welterfahrungen gibt, keine Religion oder Weltanschauung

ohne unvereinbar erscheinende Widersprüche. Jede Weltdeutung steht vor einer Reihe von »Tatsachen«, die mit ihr unvereinbar sind oder scheinen.

So sagt Hoimar von Ditfurth über solche Gegensätze (z. B. von Materialismus und Idealismus): »Bekanntlich hat sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Standardantworten herausgeschält, an denen sich in den letzten Jahrhunderten grundsätzlich nichts mehr geändert hat und die bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinanderstehen.« Wenige Zeilen später: »Die Tatsache, daß alle Anstrengungen der illustresten Köpfe in Jahrhunderten nicht genügten, um zwischen derart konträren Positionen eine Entscheidung herbeizuführen, läßt ohne allzu großes Risiko die Vorhersage zu, daß die Frage für uns letztlich unbeantwortbar ist.«¹

Ditfurth nennt das die *Patt-Situation* in der philosophischen Diskussion. Es ist bezeichnend, daß er seine Sätze mit dem Wort »bekanntlich« einleitet, als sei die Unentscheidbarkeit der wichtigen weltanschaulichen Fragen selbstverständliche Überzeugung aller, die überhaupt solche Fragen stellen.

So sehr dieses »bekanntlich« der Sache nach eine naive Unterstellung ist, so recht hat Ditfurth psychologisch: Wohl jeder nachdenkliche Mensch hat Zeiten, in denen große Lebensfragen sich für ihn persönlich als hoffnungslos unentscheidbar *anfühlen*. Verzagtheit ergreift ihn vor der Zumutung, der *Patt-Situation* zu entkommen. Jede philosophische oder theologische Position wird ja von Menschen höchster Intelligenz und größter Sachkenntnis verteidigt oder auch verworfen. Nur ein überheblicher Rechthaber kann sich einbilden, daß nun gerade ihm gelingt, was der gesammelten Intelligenz der Menschheit noch nie gelungen ist. Jede Entscheidung weltanschaulicher Fragen scheint sich mehr oder weniger aus biographischen Zufällen des Überwiegens sich ansammelnder Plausibilitäten, also letztlich fast als eine Geschmacksfrage zu erweisen. Ich wähle den Cocktail von Plausibilitäten, der mir am besten schmeckt. In ihrem Glauben sichere Christen kommen sich selbst und anderen oft wie größenwahnsinnig oder überheblich vor, befallen von einem Unfehlbarkeitskomplex.

Dieser Eindruck einer letzten Unsicherheit kann in sehr unterschiedlicher Weise erlebt werden. Die Bodenlosigkeit des Beliebigen, von der Karl Jaspers spricht, ist für den einen Ursache für namenlose Ängste, für eine Grundstimmung des Schwindels, des Elends und der Verlassenheit; für den anderen ein hoher Genuß, weil sie ihm alle Freiheiten des Beliebigen eröffnet. Er kann denken und handeln, wie es ihm *gefällt*. Sigmund Freud nennt als ein Ziel einer geglückten Entwicklung, daß der Mensch lernen müsse »ein Stück Unsicherheit zu ertragen«. Er berücksichtigt an dieser Stelle nicht, daß Unsicherheit nicht nur als ein Übel ertragen, sondern auch als ein wirklicher oder vermeintlicher Wert genossen werden kann: lieber Schweben als Stehen.

1 »Wir sind nicht nur von dieser Welt: Naturwissenschaft, Religion und die Zukunft des Menschen.« Hamburg 1981, S. 249f.

Die Unsicherheit vor dem Auswahlangebot bringt einen spezifischen Lustgewinn der Selbstherrlichkeit bis zum zynischen Nihilismus. Psychologisch ist er besonders häufig zu erwarten bei Menschen, die in der Jugend unter der Last einer starren Autorität gelitten haben, vor allem dann, wenn die Autorität den Zweifel an ihren Meinungen als frevelhaft und gottverboten verpönt hat. In allen Offenbarungsreligionen gilt ja der Glaubenszweifel als eine der schwersten Sünden: »Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet« (Joh 3,18).

So finden wir den heißesten Genuß des zynischen Nihilismus besonders häufig in Regionen oder Gruppen, die besonders von dem Zweifelsverbot betroffen waren, in den Kernländern des Katholizismus und des Protestantismus und in den geistigen Regionen der Naturwissenschaft und des Historismus.

Es scheint, daß die Theologie über der Betonung einer logisch, psychologisch und biblisch begründeten Glaubenspflicht – es gibt zwischenmenschliche Situationen, in denen ich einem anderen Unrecht tue, wenn ich mich weigere, ihm zu glauben – versäumt hat, die ebenso unter Umständen gegebenen Zweifelsrechte und Zweifelspflichten zu klären, die auch im Glaubensbereich nicht einfach aufgehoben sind. Unter anderem sind sie es, die eine Theologie als Wissenschaft überhaupt erst ermöglichen. Es steht ja nicht von vornherein in jeder Hinsicht fest – sonst gäbe es keine Konzilien –, welche Sätze und welcher Sinn von Sätzen Glaubensinhalte sind. Weil Sprache Geschichte und Entwicklung hat, Bedeutungswandel, kann der Sinn des menschlichen und göttlichen Wortes auch niemals endgültig und eindeutig festgeschrieben werden.

Eine christliche *Ethik des Zweifelsrechts* und der Zweifelspflicht ist schon begründet in der Art und Weise, wie Jesus das Alte Testament und seine Auslegung durch die Autoritäten seiner Zeit in Frage gestellt hat. Diese Zweifelsethik wird fortgeführt durch die Jahrhunderte. Der Umgang mit dem unentbehrlichen, aber zweischneidigen Instrument des Zweifels ist aber gewiß weder ausreichend bedacht, noch erklärt und geübt worden. Die lebenswichtige Kunst des gläubigen »Zweifeln«, der gewissenhafte Umgang mit den Problemen und Schwierigkeiten des Glaubens ist natürlich auf der argumentativen akademischen Ebene der Theologie ungemein kultiviert worden – dazu wurde sie ja erfunden. Aber auf der existentiellen Ebene einer *Philosophia pauperum* für Jugend und Volk ist die moderne Normalsituation der Konfrontation mit dem Pluralismus der Weltanschauungen und der Werte wohl doch viel zu spät erkannt worden. Das zeigen z. B. in der psychotherapeutischen Erfahrung die Lebensgeschichten allzu vieler auf christlichen Schulen und Internaten erzogener Menschen, denen das *Zusammengehn von festem Glauben und Zweifelsrecht* nie erklärt wurde. Glauben hat seine Zeit, Denken hat seine Zeit, Zweifeln hat seine Zeit.

»Zweifel im schuldhaften Sinn ist nur die willentliche Aufhebung der

Zustimmung zu einer Erkenntnis, die dem Zweifelnden wirklich gegeben war und ist, in ihrem Inhalt und (einigermaßen) auch in ihren Gründen.«² Zweifel im theologischen Sinn meint nur solchen *freiwilligen* Zweifel an den Wahrheiten des Glaubens. Unfreiwilliges Zweifeln müssen, Zweifelszwang oder unüberwindliche Glaubensschwierigkeiten sind nicht schuldhaft, weil grundsätzlich nur freie Akte und freie Haltungen schuldhaft sein können. Natürlich kann jemand aus vielerlei Gründen dafür mitverantwortlich sein, daß die normalerweise auftretenden Glaubensschwierigkeiten und Zweifelsimpulse unüberwindlich bleiben oder werden.

Einen Genuß des Pluralismus gibt es natürlich nicht nur in der Weise des Selbstherrlichen, der die Verbindlichkeit jeder existentiell bedeutsamen Wahrheit nach Kräften zu meiden sucht. Auch die Freude des Wachstums an Einsicht und Weisheit ist im Regelfall mit der Möglichkeit und Freiheit verknüpft, unter Deutungsmöglichkeiten zu wählen, den Widerstand von Irrtum und Unwissenheit zu überwinden. Jene falsche Form der Gottähnlichkeit, die der selbstherrliche Mensch sucht, wenn er den demütigenden Mangel an göttlicher Kreativität im eigentlichen Sinne durch das Surrogat einer gottähnlichen Scheinkreativität ersetzt, indem er der wirklichen Welt und den wirklichen Weltverhältnissen eine Gegenwelt von Gnaden seiner eigenen »schöpferischen« Gedankenkonstruktion gegenüberstellt, eine Eigenwelt, die er nun wirklich als sein eigener Gott selbst erschaffen hat, über die er herrschen und die er an jedem Schöpfungstage »sehr gut« nennen kann, wie immer sie ihm geraten sein mag. Übrigens darf man fragen, wieviel Gestaltungen und Ungestalten der Kunst und Wissenschaft sich dieser Tendenz verdanken, sozusagen in protestierender Kreativität den Schöpfer eines Besseren zu belehren und eine Gegenwelt gottähnlich herzustellen.

Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft, und wir lieben eine pluralistische Gesellschaft. Nur wenige und nur weniger sympathische Menschen würden sich in einer einstimmig marxistischen oder in einer unisono »katholischen« Gesellschaft wohl fühlen, weil keine von beiden ohne Zwang, Terror und Heuchelei existieren könnte. Keine könnte jene Meinungs- und Glaubensfreiheit gewähren, die zu den naturalen Grundrechten des Menschen gehört, wie die »Erklärung über die Religionsfreiheit« des Zweiten Vatikanischen Konzils lehrt.

Diese Meinungsfreiheit ist natürlich nicht unbeschränkt. Kein Staat könnte und dürfte etwa die Werbung für eine Religion zulassen, die Menschenopfer befiehlt. Kein Staat dürfte die Verbreitung der Meinung dulden, Übervölkerungsprobleme seien am besten durch Tötung von Alten, Kranken und Behinderten zu lösen. Selbstverständlich kann auch kein Staat seinen Bürgern die Freiheit einräumen, allen ihren Meinungen entsprechend zu handeln.

2 Vgl. K. Rahner/H. Vorgrimler, Kleines theologisches Wörterbuch (KTW), Herder TB, Nr. 557.

Gesetze wären überflüssig, wenn Meinungsfreiheit auch unbeschränkte Handlungsfreiheit als ein Grundrecht mit sich brächte.

Wir genießen den Pluralismus der Gesellschaft, wenn und weil wir glauben, daß er allein allen Bürgern ein Höchstmaß an Meinungsfreiheit und an Handlungsfreiheit gewähren kann. Aber wie alle hohen Güter hat dies einen Preis. Wir leiden auch unter dem Pluralismus.

Die frühesten Meinungsverschiedenheiten in der Kindheit sind oft schmerzlich, weil in ihnen nicht nur Meinung gegen Meinung, sondern zunächst Wollen gegen Wollen steht. Sie sind nicht nur »kognitive Dissonanzen«, denn sie betreffen das, was zu tun oder zu lassen, zu genießen oder aufzugeben ist – etwa ins dunkle Schlafzimmer abgeschoben werden oder noch am hellen Leben teilhaben dürfen. Meinungsverschiedenheit zwischen Kindern und Eltern sind kein herrschaftsfreier Dialog, sondern Auseinandersetzung zwischen Stärkeren und Schwächeren; oder Kraftproben, die zeigen sollen, wer der Stärkere ist. Diese wehe Kindheitstönung der Auflehnung des Ohnmächtigen gegen die vorerst Überlegenen behalten Meinungsverschiedenheiten meist lebenslanglich bei, weil ein Ungleichgewicht der Kräfte sich häufig wiederholt. Meinungen sind Behauptungen, und diese haben oft die Bedeutung der Selbstbehauptung, welche durch fremde Meinungen bedroht wird. Meinungsverschiedenheiten gehen auf die Nerven, manchmal ans Mark und an die Nieren. Sie sind ein Teil des immer schmerzhaften, freilich auch belebenden Kampfes ums Dasein. Sie machen natürlicherweise aggressiv. Nicht wenige Meinungen anderer werden als tiefe Bedrohung und Infragestellung erlebt, gegen die wir nur mit äußerster, wiederum schmerzhafter Anstrengung, oft widerwillig, an Toleranz und Liberalität festzuhalten vermögen.

Pluralismus und das Leiden an ihm beginnt also in der Kinderstube. Zusammenleben mit anderen heißt für jedes Kind, die Meinung anderer hören, ihr Verhalten vor Augen haben, ihre Wünsche spüren und den eigenen gegenüberstellen. Es bringt die Nötigung einer Parteinahme mit sich, die es nicht immer jedem recht machen kann. Das Kind fühlt nicht nur einen wunden Punkt des Pluralismus, die oft unvermeidliche Unvereinbarkeit eigener und fremder Gedanken und Wünsche, sondern auch die Unvereinbarkeit der Tendenzen der Größeren untereinander und mit ihm. Schließlich fühlt es nicht selten den Schmerz unvereinbarer Strebungen, Gedanken und Gefühle in sich selbst. Es gibt die vielen Seelen in einer Brust, den *inneren Pluralismus*³ des einzelnen: Zwiespalt, Ambivalenz, Ichspaltung, Konflikt, Zerrissenheit. Leiden am Pluralismus bringt das Auseinanderstreben von Grundtendenzen der leidenschaftlichen Lebensbewegung. Der Mensch stößt überall auf Unvereinbarkeit. Er möchte, ein natürlicher Konformist, gleichzeitig Frieden, Eintracht, Gleichgesinntheit; aber die, deren Einverständnis er sucht, sind oft

3 KTW »Pluralismus«.

genug seine Gegner oder Gegner untereinander. Er will bei der Wahrheit bleiben, wie sie sich ihm zeigt, aber seine Hausgenossen sehen sie anders. Nicht selten erzwingt die Wahrheitsliebe Nonkonformismus, schmerzliche Entgegensetzung. Er will seinen Bedürfnissen folgen, aber damit stört er andere, gerät in Rivalität. Hart im Raum stoßen sich die Sachen, noch härter die Personen, am härtesten Es, Ich und Überich in der Person. Meinungsbildung ist nicht nur ein intellektueller, sondern oft ein Vorgang tiefster und leidenschaftlicher Betroffenheit. Kinder sind in der Wolle gefärbt in einer oft heißen, ja herzerreißenden *Loyalität* gegen Eltern und Geschwister. In einer Familie enthält die Frage, ob man mit dem Vater, der Mutter oder dem großen Bruder einer Meinung ist, oft im Grunde die Frage, wem die größte Herzensloyalität geschuldet wird oder geschenkt werden sollte. Diese Frage aber führt manchmal zu einer die seelische Gesundheit gefährdenden Zerreißprobe und zu tiefen Spaltungen der Persönlichkeit. Denn unser Charakter ist zu einem guten Teil das Ergebnis von Identifikationen oder Parteinahmen, in denen das Vorbild eines anderen für uns maßgebend wird. Wir sind leidenschaftliche Loyalisten. Unter dem Anschein der gegensätzlichen »weltanschaulichen« Überzeugungen steckt die Frage, wer der Geliebteste ist, wer am meisten geschont werden muß, wen man um keinen Preis im Stich lassen oder enttäuschen darf. Viele ziehen sich in der Unlösbarkeit von *Loyalitätskonflikten* verzweifelt in eine schizoide Fühllosigkeit und Indifferenz zurück, weil Entschiedenheit zu weh tut, mir selbst oder anderen; weil sie unerträgliche Schuldgefühle mit sich bringen kann.

Entscheidungen für und gegen Überzeugungen sind also oft Entscheidungen für und gegen Personen; schlimmer noch, sie sind Bevorzungen und Zurücksetzungen von Personen. Sie wecken alle Bitterkeit von Neid und Eifersuchtsproblemen. Einem anderen die eigene Überzeugung nicht vermitteln können, das heißt abgelehnt, nicht geliebt, nicht verstanden, nicht einmal anerkannt werden. An diesem wunden Punkt des Verlustes von Geltung und Anerkennung, auf die wir angewiesen sind, stellt Toleranz schier übermenschliche Ansprüche, weil sie Liebesverlust und Kränkung des Selbstwertgefühls hinnehmen muß. Dies ist das schwerste; hier geht der Toleranz und Liberalität oft der Atem aus. Dabei gilt das Gesetz der Haßprovokation durch kleine Differenzen. Katholiken, die mit Atheisten herzlich verbunden sind, können gleichzeitig vom bitteren Groll gegen »progressive« Theologen oder umgekehrt gegen konservative Verteidiger des »rechten Glaubens« nicht lassen. Das Hängen an eigenen Meinungen ist ein »narzißtisches« Problem der Selbsthochachtung von großer Brisanz. Wer meine Meinung bestreitet, stellt mich in Frage. Im Grunde ist der Mensch ständig in der Versuchung, Andersdenkende zu verachten und abzulehnen, wenn nicht zu hassen. Widerspruch ist für unser hochfahrend anmaßendes Ego Majestätsbeleidigung – »off with his head« pflegt die Königin in »Alice im Wunderland« auf die leiseste Andeutung einer abweichenden Meinung zu antworten.

Der mittlere Mensch verstellt sich oft bewußt oder unbewußt, wenn er sich pluralismusfreundlich tolerant gibt. Aufrichtigere Naturen sagen wenigstens in Träumen noch ihre wahre Meinung. »Ins Grab mit allen Feinden Brandenburgs!« Wahlkämpfe sind grausam.

Meinungsvielfalt und Meinungsverschiedenheit sind nicht einfach eine Wiederholung der schönen Vielfalt der Wirklichkeit auf der Erkenntnisebene. Denn Pluralismus gründet in einem Übel oder einem Mangel, in Unwissenheit, Fehlbarkeit, Irrtum. Wir wären nicht verschiedener Meinung über denselben Gegenstand, wenn wir uns gar nicht irren könnten und nicht immerfort Wissenslücken mit Vermutungen stopfen müßten. Die Vielfalt der Dinge zeigt Gegensätze und Polaritäten. Die Meinungsvielfalt aber Widersprüche. Wo immer ein Übel oder ein Mangel im Spiel ist und bewußt wird, da gibt es auch Leiden unter dem Übel.

Pluralismus bedeutet Verunsicherung und damit Angst. Vertrauensselig übernimmt ein Kind die Belehrung der Großen. Eines Tages entdeckt es Meinungsverschiedenheiten, durch die seine eigene Überzeugung zu einer angefochtenen, fragwürdigen wird. Eine wehtuende Erschütterung, ein Keim von Mißtrauen. Irrtumsfähigkeit und Unwahrhaftigkeit der Eltern werden schmerzlich entdeckt. Pluralismus wächst aus der offenen Wunde enttäuschten Vertrauens. Jeder Mensch hat ein tiefes Bedürfnis nach Einvernehmen. Er wünscht sich Gleichgesinnte, die ihn in seinen wichtigsten Auffassungen verstehen, anerkennen und bestätigen. Er selbst möchte für andere ein Anerkennender, nach Möglichkeit ein Lobender und Rühmender sein. Selbst der Gangster wünscht sich Kumpane und einen Boß, die er gut finden kann. Loyalität, Konsens über Ziele, Wege und das Zusammenhalten sind vital wichtig.

Pluralismus macht Heilsangst. Er stellt in Frage, ob ich in der wesentlichen Wahrheit bin, ob ich das richtige »Sesam – öffne dich« gehört und behalten habe, das den Zugang zu den Wegen Gottes und den »Gärten des Menschlichen« öffnet. Er konfrontiert mich lebenslänglich mit der Möglichkeit, aus Nachlässigkeit und Schuld die Heilswahrheit, das richtige Leben zu verfehlen, an meinem Menschsein vorbeizulaufen.

Pluralismus macht narzißtische Ängste. Mit soviel Mühsal habe ich mich zu einem kompetenten Urteil durchgerungen und ihm nach sorgfältiger Prüfung aller Argumente mein anspruchsvolles Qualitätssiegel aufgeprägt. Wer nun noch anderer Meinung bleibt, der erklärt mich im Grunde für dumm, fahrlässig oder böswillig; er bescheinigt mir einen schlechten Charakter. In Sigmund Freuds Argumentation kehrt oft der Gedanke wieder, seine Gegner hätten kein Recht zu ihrem Widerspruch, weil nur er seinen Gegenstand mit der angemessenen Methode und Sorgfalt erforscht habe. Für viele Menschen haben ja ihre Argumente ihr Gewicht nicht aus der Logik der Sache heraus, sondern sie gelten, weil sie von mir und meiner durch Sorgfalt und Gescheitheit hergestell-

ten Unfehlbarkeit vorgebracht werden. Da muß jede abweichende Meinung als Beleidigung empfunden werden. Pluralismus ist kränkend.

In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zeigt sich im Weltkatholizismus eine Entwicklung, die nicht nur den guten vorkonziliaren Katholiken erbeben macht, sondern auch Gestalten, die heute wie vor dem Konzil verehrt werden, so etwa John Henry Newman, tief hätte erschrecken lassen. Ich möchte diese Erscheinung den *Verlust des dogmatischen Prinzips* nennen. Der vorkonziliare Katholik verstand den katholischen Glauben als eine inhaltlich feststellbare Größe. Für ihn waren die Theologen gute Lexikonfreunde. Man konnte abfragen, was die Kirche glaubt und was sie nicht glaubt. Glaube, Unglaube, Irrglaube, Häresie und Schisma waren durch die klaren Grenzen des Dogmas definiert; darüber hinaus qualifizierten die Lehrbücher ihre jeweiligen Thesen, soweit sie nicht vom Wortlaut des definierten Dogmas gedeckt schienen, nach einer Skala des Sicherheits- oder Wahrscheinlichkeitsgrades, den die Verfasser bei der These gegeben sahen. Ein übrigens sehr empfehlenswertes Verfahren für jeden, der mit wissenschaftlichen Hypothesen oder Theorien umzugehen hat.

Man fand es selbstverständlich, daß die lehrende Kirche weiß, was sie glaubt und was sie verwirft. Die Theologie schien leicht in der Lage, wissenschaftlich festzustellen, was und wer rechtgläubig ist. Katholische Theologen waren untereinander konsensfähig wie sonst nur noch Naturwissenschaftler. Sie blickten mitleidig auf die Zerrissenheit der vielen protestantischen Theologen und Denominationen. Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, eine Kirche, eine Lehre; die Einheit und Einigkeit des Katholizismus war eine eindrucksvolle Erfahrung zwischen dem I. und dem II. Vatikanischen Konzil, jedenfalls für den Augenschein.

Das ist nicht mehr so. Eine wachsende Zahl von katholischen Christen, unter ihnen viele Theologen, Religionslehrer, Priester und Lientheologen sieht keinen Grund mehr, sich am Dogma wundzureiben. Sie glauben, was ihnen einleuchtet. Sie benutzen die kirchliche Lehre wie einen Kompaß, bei dem man eine gewisse Mißweisung einkalkuliert. Sie fragen wenig danach, ob ihr Glaube mit der Lehre der Kirche vereinbar ist oder nicht, weil sie diese Lehre zwar in Grundlinien bejahen, aber im einzelnen nicht für feststellbar oder verbindlich halten. Sie leiden aber auch nicht unter Widersprüchen, denn sie verstehen sich viel mehr als ökumenisch gesinnte Christen denn als konfessionelle Katholiken. Der Katholizismus, wie er geht und steht, ist heute schon ein recht pluralistisches Gebilde. Er war das eigentlich immer, aber es fühlte sich seit langem nicht mehr so an. Das Selbstverständnis ungezählter Katholiken ist durch Erosion des dogmatischen Prinzips eher unbemerkt ein liberal-protestantisches geworden. Was sich gern ökumenisch nennt, ist nicht selten das Zusammenfließen eines weichen Protestantismus mit einem formlos gewordenen Gummikatholizismus – oft ein Etikettenschwindel.

Der katholische Erdkreis erwachte und war unversehens pluralistisch gewor-

den. Das fällt nicht in die Augen, weil der »protestantische« Katholik nur selten noch laut protestiert und weil der Pluralismus auf der Ebene der Bischöfe kaum in Erscheinung tritt. Der »undogmatische« Katholik bleibt »material-katholisch«; er hält vielleicht an vielen katholischen Glaubenssätzen, Überzeugungen, Einstellungen und Vorlieben fest; er möchte einige Sakramente und Rituale nicht missen, er ist vielleicht sogar ein sogenannter praktizierender Katholik; aber er bleibt in der Kirche wie einer, der nicht gern aus seiner Heimat auswandert, ohne sich nun zum Bleiben eigentlich durch Einsicht und Gewissensgründe verpflichtet zu fühlen. Er könnte auch gehen. Katholisch ist man dann mehr oder weniger aus Gefühlsbindungen, vielleicht aus ästhetischen und biologischen Gründen im weitesten Sinne; das Katholische gefällt besser, es spricht mehr an. Vor allem aber aus Loyalitätsbindungen; seltener vielleicht aber aus fundierten geistigen Überzeugungen. Es muß nicht sein.

Jene »Steinzeitkatholiken«, die am dogmatischen Prinzip festhalten, gelten als rigide Traditionalisten, charakterologisch als »autoritäre Persönlichkeiten« im Banne eines erstarrten Überichs, die einfach aussterben werden wie die Anhänger der ptolemäischen Astronomie oder als Berufsortodoxe in den höheren Ämtern der Hierarchie überleben.

Diese Entwicklung hat wohl einen Ausgangspunkt in einem nahezu ökumenischen Konsens der Menschheit, den ich die *weltanschauliche Unbestimmtheitsrelation* nennen möchte. Dieser unausgesprochene Konsens sagt: Wahrheit und Genauigkeit sind »bekanntlich« nur im idealen Raum der Mathematik vereinbar. Im existentiellen Bereich schließen sie einander aus. Wahrheit gibt es, wenn überhaupt, nur als ungefähres, unbestimmtes atmosphärisches Gebilde mit verschwimmenden Grenzen, nicht als fest umrissene, prägnante Gestalt, niemals als definierbares philosophisches oder theologisches Dogma. »Dogmatisch« ist heute ein Schimpfwort.

Viktor von Weizsäcker, ein Pionier der psychosomatischen Medizin, pflegte gern zu sagen: »Im Menschlichen gibt es kein ›so und nicht anders‹, sondern nur ein ›so – und auch ganz anders‹.«

Das moderne Bewußtsein neigt dazu, ein *Unbestimmtheitsymbol* vor die Klammer aller Überzeugungen des Wissens und des Glaubens zu setzen. Ich glaube im großen ganzen, alles in allem, ungefähr das, worauf »das Christentum« hinauswill, ohne mich auf Einzelheiten festlegen zu lassen. Das gemeinsame Unbestimmte ist mir um Größenordnungen wichtiger als alle spitzfindigen Unterscheidungslehren jener Kontrovers-Theologen, die schon in ihrem selbstgewählten Namen ihre aggressiven Bedürfnisse dokumentieren. Diese Haltung wähle ich aber nicht aus subjektivistischer Willkür, sondern aus der Gefühlsüberzeugung, daß die dem Menschen erreichbare Wahrheit – die es gibt – nicht »genau« und das Genaue nicht wahr sein kann; vor allem, weil es das Lebendige tötet.

Für den Biologen ist dieses Argument nicht so gut. Er weiß, daß alles Leben

mit äußerster Genauigkeit steht und fällt. Organismen sind Präzisionsarbeit. Die Exaktheit, die bei der »Kopie« von Chromosomen erforderlich ist, damit ein lebensfähiger neuer Organismus entsteht, ist unvorstellbar. Der minimalste »Druckfehler« in einem genetischen Code von Millionen »Buchstaben« ist tödlich oder führt zu Mißbildungen.

Die Genauigkeit, mit der Hormondrüsen ihre Abgabe zwischen Zuviel und Zuwenig dosieren müssen, soll Leben und Gesundheit bestehen, zeigt, daß Präzision zunächst einmal notwendige Bedingung des Lebens ist, ehe sie am falschen Platz lebensfeindlich werden kann. Die Frage liegt nahe, ob es nicht doch Analogien zur Exaktheit der Natur auch im geistigen Leben, im Verhältnis zur Wahrheit und zum Glauben gibt, eine nicht mit Zahlen meßbare Genauigkeit als Bedingung des Lebens und der Wahrheit? So etwas wie mathematische oder naturwissenschaftliche Exaktheit kann freilich nicht das Ziel sein, weil die Sprache des Glaubens immer eine Sprache der Analogien, eine Sprache in Anführungszeichen ist. So ist es zwar oft noch gut möglich zu sagen, was Jesus sicher nicht gemeint hat. Aber was Er »genau« gemeint hat, läßt sich oft nicht so leicht feststellen. Ein Randstreifen von Unbestimmtheit gehört zum Wesen des menschlichen Wortes überhaupt. Genau sind nur Ziffern. Eine analoge Sprache (»Er redete in Gleichnissen, und ohne Gleichnisse sprach Er nicht zu ihnen«) kann keine ganz exakte sein. Sie arbeitet selten mit der *Idea clara et distincta* des Descartes. Wenn wir wie die Kinder mit Jesus Gott unseren Vater nennen, dann wissen wir, daß zwischen einem guten menschlichen Vater und dem göttlichen unendlich mehr Unvergleichliches als Vergleichbarkeit besteht.

Die Wurzel der Vorliebe für das Ungefähre liegt wohl nicht nur in solchen respektablen Sachgründen, sondern auch darin, daß der »Undogmatische« denkt und lebt unter der Übermacht des Augenscheins, des Plausiblen und vor allem der öffentlichen (Gruppen-)Meinungen, die durch unzählige physiologische und psychologische Faktoren die Sachverhalte verzerren. Karl Rahner nennt das die »gnoseologische Konkupiszenz«. Das Plausible, wahr Scheinende, ist *die* Quelle aller Irrtümer.

Diese *face-evidence*, der herrschende Augenschein, sagt aber: Wir haben einfach keine Chance, am ganzen Glauben der Kirche festzuhalten, alles zu glauben, was die Kirche lehrt. In aller Stille, so scheint es, gibt die Kirche das selber zu, indem sie ihren Glauben von Zeit zu Zeit revidiert, und besonders häufig in diesem Jahrhundert Dogmen uminterpretiert oder einfach unauffällig fallen läßt. Es kann nicht böse und falsch sein, in diesem unausbleiblichen Prozeß der Entwicklung der naturgemäß bremsenden Bewegung in den römischen Zentralen ein paar Schritte voraus zu sein. Schließlich wäre Papst Paul VI., hätte er die »Erklärung über die Religionsfreiheit« des II. Vaticanum im fünfzehnten Jahrhundert auf dem Konzil von Florenz vorgetragen, mit großer Wahrscheinlichkeit als Ketzer verbrannt worden. Ich als einfacher

Gläubiger kann nicht im einzelnen prüfen, ob und wie das, was ich im Katechismus als Kind gelernt habe, heute noch mit oder ohne Veränderung als bare Münze zu nehmen ist. Im Holländischen Katechismus, in den neuesten Religionsbüchern, welche die französischen Bischöfe approbiert haben, liest man es anders. Es scheint, daß niemand mehr das überlieferte Dogma in vollem Umfang hält, wie wir es als Kinder im Katechismus gelernt haben. Ich kann auch keine Theologen fragen, weil die sich ja auch nicht einigen. Mir bleibt gar nichts anderes übrig als ein Hinnehmen der Tatsache, daß katholischer Glaube heute ein vieldeutiges und vielgestaltiges Gebilde ist, demgegenüber die kirchliche Autorität selbst nicht mehr wagt, ihren Glauben unfehlbar zu definieren. Nicht umsonst hat das II. Vaticanum ausdrücklich betont, es wolle keine Dogmen festlegen. Nicht umsonst scheuen sich – zum Glück – die letzten Päpste, in ihren heiklen Enzykliken wie z. B. »*Humanae vitae*« ihre Autorität voll, d. h. mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit, einzusetzen. Vielleicht können sie es hier gar nicht, weil die Offenbarungsgrundlage fehlt oder die Kirche ihrer Sache doch nicht so ganz sicher sein kann. Was aber nicht unfehlbar ist, ist fehlbar; also vielleicht falsch oder eine Halbwahrheit. Nicht umsonst werden »fortschrittliche« Theologen, die Dogmen im Dutzend verramschen, von den Autoritäten mit einer Schonung behandelt, die unvorstellbar und unvertretbar wäre, wenn diese Autoritäten selbst wüßten, was sicher zum unverfügbaren Glaubensgut der Kirche gehört und was zum Bereich der diskutablen theologischen Kontroverse zu rechnen ist, in dem freilich Pluralismus so legitim wie notwendig ist.

Katholische Professoren der Theologie schreiben und reden heute manchmal in einer Weise, die viele andere nicht einmal mehr als christlich verstehen können.

Als Gesamteindruck dieses Augenscheins bleibt für viele gutwillige Katholiken: Die Kirche vermag die »Essentials« des Christentums nicht mehr eindeutig zu vermitteln und Wesentliches vom Unwesentlichen nicht mehr zu unterscheiden. Wie die Protestanten vermag sie nicht einmal mehr, die Artikel der großen Glaubensbekenntnisse ohne Neuinterpretation aufrechtzuerhalten. Es gibt mehr und mehr »in dubiis libertas«, aber kaum mehr »in necessariis unitas«. Die katholische Kirche wird eine Möglichkeit innerhalb eines unvermeidlich pluralistischen christlichen oder »gläubigen« Spektrums, eine Wohnung im Hause des Vaters, der viele Wohnungen hat.

Dieser Pluralismus wird von vielen nicht erlitten, sondern genossen. Er hat keine Kanten und Ecken mehr, an denen man sich wundstoßen könnte. Er ermöglicht ein ungeahntes Ausmaß von friedlichem und freundlichem Nebeneinander in Ehen, Familien, Gruppen ohne die leidigen konfessionellen Spannungen. Toleranz ist Leidvermeidung. Auch falsche Toleranz, die zu Lasten der Wahrheit geht, ermöglicht tiefe Loyalitäten des Gefühls zu bewah-

ren, ohne auf die Absetzung und Abgrenzung z. B. zwischen Kindern und Eltern wie auch umgekehrt zu verzichten.

Gibt es einen berechtigten Pluralismus, das *Nebeneinander unvereinbarer Glaubensüberzeugungen* im Christentum, in der Kirche? Oder sollte die Kirche sich von jedem Pluralismus reinigen, indem sie bei Auftauchen unvereinbarer Positionen in der Theologie alsbald eine Entscheidung fällt, um Eindeutigkeit des einen Glaubens zu bewahren und herzustellen?

Sollte die Kirche umgekehrt einsehen, daß »Orthodoxie« an sich ein Un Ding ist? Sollte sie das dogmatische Prinzip aufgeben und zusehen, was Wort und Geist Gottes im einzelnen bewirken? Sollten wir eine »Hinduisierung« des Christentums wünschen, in der es nicht mehr auf Glaubenssätze ankommt, sondern auf das Berührtwerden von einer spirituellen Atmosphäre, die über alles Sagbare hinausführt? So sagt ein indischer Jesuit, Anthony de Mello, in einem Gedicht »Das Lied des Vogels«:

»Ein Vogel singt nicht, weil er etwas zu erklären hat,
er singt, weil ein Lied in ihm ist.
Die Worte des Gelehrten muß man verstehen,
die Worte des Meisters nicht!
Man muß ihnen zuhören, wie dem Wind in den Bäumen
und dem Rauschen des Flusses und dem Lied des Vogels.
Sie erwecken etwas in unserem Herzen,
das jenseits allen Wissens liegt.«⁴

Die Antwort, die zu allen Zeiten der Geschichte durchgehalten wurde, lautet wohl etwas anders. Sie sagt: Es gibt kein Christentum ohne »Prägnanztendenz«. Es gibt keine Lehre Jesu ohne Knochen, ohne dogmatisches Prinzip. Jesus wollte keine inhaltsleere Ergriffenheit bewirken. Auch der Meister will verstanden werden. Seine Botschaft ist eine bestimmte, er hat »etwas« gemeint und gesagt. Gerade darum ist es möglich, ihn auch mißzuverstehen und in seinen Worten Botschaften zu finden, die er nicht gegeben, sondern mit Schärfe zurückgewiesen hat. Er gibt nicht jedem recht. Er hat sich oft mißverständlich ausgedrückt, weil es mit menschlichen Worten überhaupt nicht möglich ist, über das, was er mitteilen wollte, ganz unmißverständlich zu sprechen.

Wittgensteins Satz: »Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen«,⁵ gilt nicht, wo von Gott und Mensch die Rede ist. Darum gibt es kein Christentum ohne Pluralismus, ohne miteinander unvereinbare oder unvereinbar scheinende Verständnisversuche. Das ist sehr gut. Jeder Versuch, ein völlig eindeutiges Christentum zu konstruieren, müßte scheitern, weil keine noch so

⁴ In: Meditation, I, 1983.

⁵ Tractatus logico-philosophicus, Vorwort.

genaue Definition ihr eigenes Mißverständnis verhindern kann. Er wäre unmenschlich, weil die Prägnanz menschlichen Denkens in diesem Bereich keine mathematisch eindeutige werden kann und werden soll.

Wie kann bei dieser Unvermeidbarkeit des Pluralismus noch von *Einheit des Glaubens* die Rede sein? Angesichts der Überfülle und Beliebigkeit von Glaubensmeinungen und Sekten, die wir in der Geschichte finden, könnten wir annehmen, daß Jesus entweder auf die Einheit keinen Wert gelegt hat oder in jedes Herz, das ihn kennen will, den Glaubensanteil legt, den dieser einzelne braucht; unter milder Duldung aller Irrtümer, die dieser einzelne in sein privates Verständnis des Gotteswortes einbringt. Auch die Botschaft des Sokrates wird ja nicht nichtssagend, obwohl keine Autorität und keine Institution über ihre richtige Weitergabe wacht.

Katholische Christen glauben jedoch, daß es so etwas wie eine lebensnotwendige Konturiertheit des Glaubens gibt, ohne den er sinnlos würde. Dann hätte Gott seine Worte sparen können. Sie glauben, daß die Kirche dafür sorgen kann und sorgen soll, daß diese Konturen »katholisch« im Wortsinn sind, also jederzeit *das Ganze* der Offenbarung uneingeschränkt und unentstellt zeigen. Religiöse Sprache hat und braucht einen Spielraum. Sie kann aber nicht völlig unprägnant sein, sonst wäre sie nichtssagend und gleichgültig. Sie kann auch nicht alle Zweifel an ihrem Sinn beseitigen oder verhüten, sonst könnte sie nicht Menschensprache bleiben. Wenn es aber innerhalb der Botschaft Zweifel gibt, wie Augustinus voraussetzt, dann muß es *Libertas in dubiis* geben; eine Freiheit, die nicht ohne Schmerz und Sorge, doch auch mit Freude genossen werden soll wie jede Freiheit. Wie in der Wissenschaft, so gibt es auch im Glauben einen Fortschritt der Einsicht nicht ohne Versuch und Irrtum.

Andrerseits muß es wohl eine *Unitas in necessariis* geben und jemand, der die *Necessaria* bezeichnet. Sollte ein Konzil auf die Idee kommen, die Gottheit sei leider allzu lange fälschlich als Dreifaltigkeit verstanden worden und wir müßten aufgrund neuerer wissenschaftlicher Forschungen schleunigst zu der jüdischen Form des Monotheismus zurückkehren, Unitarier werden, dann hätten wir die Last der lehrenden Kirche unsinnigerweise in Blut und Tränen umsonst getragen. Das wäre die Selbsterstörung des katholischen Christentums; ein totaler Identitätsverlust, der dieses Christentum und seinen Stifter im akademischen Streit der Gelehrten im Laufe der Zeit unerkennbar machen müßte. Von »deutschen Christen« des Dritten Reiches bis zu Hegels Religionsphilosophie und zu einem atheistischen Christentum wäre alles möglich. Auch wer eine *Una sancta* ohne Credo und Dogma für möglich und wünschenswert hielte, könnte vielleicht noch zugeben, es sei unehrlich, so ein gepanschtes Mixgetränk noch katholisch zu nennen.

Pluralismus bedroht das geistige Zentrum unseres Glücks. Freude und Friede können im Menschen nur gedeihen und bleiben, wenn er sein Dasein als sinnvoll empfindet. Dauerhafte Lebensfreude ist an die Überzeugung gebun-

den, daß es einen lebenswerten Sinn gibt und daß man weiß oder herausfinden kann, wie sinngemäßes Leben aussieht.

Pluralismus stellt jeder Sinnbehauptung eine andere entgegen. Er gefährdet die ruhige Sicherheit in allen Überzeugungen. Die *Zerzweiflung* von Überzeugungen, die Bedingungen der Lebensbejahung sind, führt so zur oder ist schon Verzweiflung. Sie kann zwar für Jahrzehnte überspielt werden, sie muß auch weder in Depression noch in Selbstmord enden. Aber ihre verdeckteste Form, das Abgleiten in den Nihilismus der täglichen Zerstreungen von Arbeit und Vergnügen, das Versinken in lauem Behagen, bedeutet eine Selbsterniedrigung, den Versuch, sich selbst zum eigenen Haustier abzurichten, Verlust des eigentlichen Menschseins.

Pluralismus ist dennoch wie der Irrtum auch ein *unvermeidliches Übel*. Nicht zuletzt weil er, auch wie der Irrtum, oft notwendig aus Unrecht entspringt. Eitelkeit und Stolz fördern das Bedürfnis, aparte Originalität, persönliche Profilierung mehr zu suchen als gewöhnliche, unoriginelle Wahrheit. Bequemlichkeit und Furcht vor Leid fördern jenes Wunschdenken, das die angenehmere, gemütlichere Lebenslehre der strengeren, aber vielleicht wahren vorzieht. Umgekehrt gibt es ein masochistisches oder pseudoheroisches Wunschdenken voller Hochmut und Eitelkeit, das die härtere Theologie auf Kosten der Wahrheit der milderen voranstellt.

Das »Ich glaube«, mit dem das Credo beginnt, wird privatistisch mißverstanden; das übermütige private Ego vergißt, daß das Ich des Credos zuallererst das Ich der Kirche ist, welches allein weiß, was zu glauben ansteht. Dieses Ich muß immer zugleich ein Wir sein können. Es gibt keinen Glauben außerhalb der *Communio* mit dem Herrn des Glaubens und seinen Nachfolgern in allen Jahrhunderten und Weltregionen.

Pluralismus ist aber auch in einem guten Sinne notwendig: Es gibt wohl keine Reifung in der Glaubensgeschichte ohne Mißverständnisse und Umwege. Das zeigt sich auf anrührende Weise in den meisten Heiligengeschichten, die uns im Detail bekannt sind, angefangen von den Aposteln. Auch der Weg des Heiligen Geistes ist oft der Umweg.

Jeder von uns, der Kontakt hat mit Andersdenkenden und Andersgläubigen, mag gelegentlich von Anwandlungen der Selbstgefälligkeit heimgesucht werden, in denen er seufzt: Wie nützlich wäre es doch für meinen Gegner, wenn er in diesem oder jenem Punkt versuchen würde, mich und meine Gedanken besser zu verstehen. Er könnte wirklich etwas von mir lernen. Diese Anwandlung mag in vielen Fällen viel Wahres an sich haben. In jedem Fall aber ist sie wohl auch umkehrbar: Jene »Feindesliebe«, die sich bemüht, die mit den meinen unvereinbaren Gedanken anderer besser zu verstehen und auf ihren Wahrheitsgehalt hin abzuklopfen, wird großen Gewinn eben aus dem Pluralismus der unvereinbaren Gegensätze ziehen können, einen Gewinn, den es ohne

diesen Pluralismus nicht gäbe. Die Synthese über Antithesen ist nur um den Preis des ernststen Eindringens in beide zu haben.

In einer Vorlesung über »Christentum und wissenschaftliche Forschung« spricht John Henry Newman über ein Merkmal des souveränen Intellekts: »Wenn er in seiner Philosophie einen Grundsatz als Kardinalpunkt vertritt, so ist es der, daß die Wahrheit der Wahrheit nicht widersprechen kann; hat er einen zweiten, so heißt er: Die Wahrheit steht oft scheinbar mit der Wahrheit in Widerspruch; der dritte käme auf die praktische Schlußfolgerung hinaus, daß wir solchen Anschein geduldig ertragen müssen und nicht vorschnell die Behauptung wagen dürfen, er sei wirklich von gefährlicher Natur.«⁶

In den sogenannten unmöglichen Berufen des Erziehers, des Politikers, des Seelsorgers und des Arztes, aber auch im unmöglichen Beruf des gewöhnlichen Menschen sieht sich ein jeder an den Ursprung des Pluralismus, vor unvereinbare Widersprüche gestellt. An diesen Beispielen schon zeigt sich außer der Last der Segen des Pluralismus. Er erlaubt, andere Wege zu suchen, wenn die bisher bewährten aus irgendeinem Grunde verlegt sind. Der geistige Weg der Christenheit durch die Geschichte ist geradezu gekennzeichnet durch die beharrliche Aufarbeitung von zunächst unlösbar scheinenden Widersprüchen. Angefangen von der Frage nach der Weitergeltung des mosaischen Gesetzes in der ersten Generation der Judenchristen bis zu den Unvereinbarkeiten zwischen biblischem Weltbild und Naturwissenschaft, die unsere Großväter beunruhigten und heute noch jene, die das neunzehnte Jahrhundert nicht verlassen können. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil dringt ein, sagen wir, ungewohnter Pluralismus in die katholische Christenheit ein, weil es ihr schwerfällt, einzusehen, wann und warum die Kirche auch dort eine verpflichtende Lehrautorität behält, wo und wenn sie bewußt nicht mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit spricht und sich also in der Gefahrenzone des Irrtums bewegt. Vor allem für viele Seelsorger ist jener Pluralismus in der Abweichung vieler Moralthologen von den Eheenzykliken eine quälende Gewissenslast. Sie mag oft mit leichter Hand abgeworfen werden, doch nicht immer geschieht das mit einem guten und geklärten Gewissen.

Die Einheit der Christenheit besteht darin, daß Christen Gleichgesinnte Jesu Christi sein wollen, mit ihm Einverständene.

Ohne diese Absicht verliert der Name »Christ« seinen Sinn. Dieses Ja enthält notwendig ein entschiedenes Nein. Wer Christ sein will, will nicht in Widerspruch stehen zu diesem Jesus Christus. Solche Bereitschaft zu Ja und das Nein ist das ökumenische Band der Einheit aller Christen.

Diese Einheit ist eine Einheit in Pluralität nicht nur des Denkens, sondern des Seins. Kein Christ soll Ihm gleichen wie ein Zwilling dem anderen. Der Identifikation der Nachahmung und Nachfolge steht jene Diversifikation,

6 In: Die Idee einer Universität. London 1873.

jenes »so nicht!« gegenüber, das in dem Auftrag ausgesprochen ist, ein »anderer« Christus zu werden.

Die Fülle des Menschlichen wie des Christlichen ist nicht in einer Person zu verwirklichen. Pluralität, nicht als Wiederholung ein und derselben wie auf dem Fließband – bei Nachbestellung genügt Angabe der Nummer –, sondern als reiche Vielfalt individueller Gestalten ist ein Grundzug aller Wirklichkeit.

Nun ist der Haß gegen die Pluralität des Individuellen, der Neid auf das Anderssein des anderen, jene Gleichmacherei, die fremde Vorzüge nicht erträgt, eine Gefahr des Menschen, die im Christentum natürlich auch zu finden ist, aber mindestens theoretisch keine unlösbaren Probleme stellt. Die Christenheit ist nur in puritanischen Sekten der Versuchung erlegen, alle Menschen in blaue Uniformen zu stecken wie Mao Tse-tung seine Chinesen.

Das unbewältigte Problem ist nicht die Pluralität, sondern der Pluralismus als die Unzahl unüberbrückbar scheinender Widersprüche vor allem im Glauben selbst, dann aber auch zwischen Glauben und Erfahrung oder Glauben und »Wissen«.

So müssen Christen damit fertig werden, daß die Kirche ihnen in ihrer Liturgie täglich Texte vorlegt, die ein Christ ohne Frevel gar nicht ernstlich sprechen darf, wie z. B. die Fluch- und Haßpsalmen. Auch soll der Gläubige ein ganzes Buch des Alten Testaments als Gotteswort annehmen, das Buch Kohelet (Prediger), das mehr existentialistischen Nihilismus zu vertreten scheint als ein religiöses Sinnverständnis des Lebens.

Das Grundgefühl, Christ sein heiße vor allem, recht viel Unfug glauben zu müssen, angefangen von der Dreifaltigkeit über die Wunderberichte des Neuen Testaments, die Gegenwart des Gottessohnes in Brot und Wein bis zur ärgerlichen Ehemoral der Enzykliken, hat auf den ersten Blick viel für sich. Es braucht viel Denkarbeit, Seelenarbeit, Bescheidenheit, leidvolle Lebenserfahrung und vor allem sehr viel gnadenhafte Aufklärung der tiefen Schatten, um schließlich das Evangelium und die Kirchenlehre nicht »nur« zu glauben, sondern auch in vielem als überwältigend sinnvoll, als ein Netzwerk von Einsichten und als weise einsehen zu können. Der »Unfug« des Glaubens, den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit, könnte das einzig mögliche Pharmakon sein, um den handgreiflichen Unfug der Weltgeschichte, Leid und Schuld, Sterben von kleinen Kindern, unentbehrlichen Müttern, oder die Selbstzerfleischung der Menschheit in Kriegen wieder zum Sinn und zum Heil zu wenden. Dennoch: wirklichen Unsinn glauben ist nicht nur dumm, sondern unmoralisch. Unter keiner beschönigenden Vokabel, etwa der des Paradoxes, ist uns dies erlaubt. Das Gewissen besteht auf Vernunft, auf einer Wahrheit, die sich nicht selbst widerspricht.